

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 47 (1968)
Heft: 3

Artikel: Vietnam ; China
Autor: Blöcker, Monica
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-347354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dr. Monica Blöcker

Vietnam — China

Wir lesen jeden Tag in den Zeitungen Kriegsmeldungen aus Vietnam. Es wird berichtet, da oder dort hätten Kämpfe stattgefunden, wobei es soviel Tote auf der einen und soviel auf der anderen Seite gegeben habe. Es wird mitgeteilt, an dem und dem Tag hätten die Amerikaner so und so viele Einsätze nach Nordvietnam geflogen und dieses oder jenes Ziel x-mal bombardiert. Wir reagieren etwa mit «grässlich», und unsere Augen wandern zur nächsten Nachricht. Die abstrakten Daten und Ziffern, die mit monotoner Gleichmässigkeit wiederkehren, lassen uns kalt. Selten nur fragen wir uns: wie kommt es, dass ein kleines Volk in einem rückständigen Land der grössten Militärmacht der Erde trotzen kann? Und noch seltener machen wir uns Gedanken darüber, was dieser Krieg für die Vietnamesen bedeutet. Bloss die Hartnäckigkeit ihres Widerstandes bringt uns zum Staunen.

Wer sich mit dem Phänomen Vietnam auseinandersetzen will – wie es eigentlich jeder, dem es um eine lebenswerte Zukunft geht, tun sollte –, kann zu einem der vielen historischen Werke greifen, welche die Hintergründe des Dramas erhellen, oder er kann eine politologische Analyse studieren.* Wem es aber eher darum geht, das aufregende Geschehen, das sich heute dort ereignet, zu erfassen, dem sei die Reportage von Jonathan Schell über die Zerstörung des Dorfes Ben Suc empfohlen. Der Bericht erschien im Juni 1967 in der berühmten liberalen Zeitschrift «The New Yorker» und ist jetzt in Buchform herausgekommen.**

Dem einfühlsamen amerikanischen Autor gelang es, überzeugend zu schildern, was eine grossangelegte Militäraktion für die Bevölkerung eines südvietnamischen Landbezirkes heisst, und welche verheerenden Folgen sogar ein militärischer Erfolg mit sich bringt. Ein Bild prägt sich unver-

* In der «Zeit» vom 9. Februar 1968 wurde eine gute Übersicht über die neuesten Studien gegeben.

** Jonathan Schell. «The Village of Ben Suc». Alfred A. Knopf. New York 1967.

gesslich ein, denn es erklärt besser als lange Abhandlungen, warum die Bevölkerung die Amerikaner nicht liebt und trotz des massiven Gegendruckes noch Widerstand leistet. Die Einwohner eines Dorfes, die evakuiert werden sollten, warteten, neben ihren Bündeln hockend, auf den Abtransport. In ihrer Sichtweite übergossen amerikanische Soldaten ihre Heimstätten mit Benzin und zündeten sie an. An einem anderen Ort war man schon bei der zweiten Phase der Vernichtung angelangt: Bulldozer zerstörten die Pflanzungen und zertrümmerten, was vom Feuer übrig geblieben war. Unbeweglich, mit Gesichtern wie Totenmasken, starrten die Bauern vor sich hin. Von der dritten Phase, der Bombardierung, die den Platz dem Erdboden gleichmachen sollte, sahen die einstigen Dorfbewohner nichts mehr. Sie befanden sich zu der Zeit schon mit über tausend Leidensgenossen in einem Aufnahmelager. Mit einem Programm, dessen totalitäre Züge nicht zu verkennen sind, sollten die Deportierten umerzogen und auf ihr neues Leben als Entwurzelte vorbereitet werden.

Sprechende Beispiele zeigen, wie absurd die Klassifizierung vietnamesischer Bauern, die den «Befreiern» in die Hände fielen, ist. Jeder, der erschossen wird, ob er sich nun auf der Flucht befand oder ob es aus Unverständnis in den Kugelregen lief, wird zum Vietkong erklärt. Ein Gefangener, der zufällig im Besitz eines Flugblattes der Regierung ist, wird als Vietkong-Deserteur freundlich empfangen; ein anderer dagegen, der die landesübliche Tracht, ein schwarzes pijamaähnliches Kleidungsstück, das der Vietkong als Uniform benützt, trägt, wird als Vietkonganhänger bezeichnet und von seinen Landsleuten gefoltet. Solche Versuche, den Feind zu fassen, erscheinen als Schattenboxen, dessen Opfer Unschuldige sind.

Nach dieser Lektüre werden alle offiziellen Zahlenangaben suspekt. Wieviele der heute getötet gemeldeten Vietkong waren bloss Unglückliche, die sich zu der falschen Zeit an einer lebensgefährlichen Stelle aufgehalten haben? Und, wenn wir hören, dass die amerikanischen Militärs keinem einzigen ihrer vietnamesischen Verbündeten mehr trauen, fragen wir uns, wie überhaupt noch jemand hoffen kann, auf dem bisherigen Wege das Schlimmste zu vermeiden.

Zwar sind die Amerikaner nach Schell vollen guten Willens und bemühen sich redlich um die Erfüllung ihrer Aufgaben. Doch ihr Scheitern ist zwangsläufig, denn es ist in ihrer Person, in dem imperialistischen Erbe, das sie übernommen haben und in ihrer Zielsetzung selbst begründet. Der hochzivilisierte amerikanische Städter tritt mit seinem Begriff von Demokratie dem vietnamesischen Bauern gegenüber, der sich noch in einer patriarchischen Gemeinschaft geborgen fühlt. Der Zusammenstoß zweier so verschiedener Weltanschauungen und Lebensarten, die sich nicht verstehen können noch wollen, musste tragisch ausgehen.

* *
*

Wer sich mit Vietnam beschäftigt, richtet über kurz oder lang seinen Blick auf den riesigen Nachbarn im Norden, der seinen Schatten über ganz Südostasien wirft. Mit zwiespältigen Gefühlen nähert sich der politische Betrachter dem Phänomen China. Zwar irre geworden an der amerikanischen Propaganda, vermag er doch das tief verwurzelte Vorurteil gegen das Reich der Mitte nicht abzuschütteln. Ein Vorurteil, das aus verschiedenen trüben Quellen gespeist wird: aus der Indoktrinierung, aus der angeborenen Abneigung gegenüber allzu Fremdartigem und aus der Angst, die das schlechte Gewissen zu erzeugen pflegt. Denn wir wissen alle, dass das chinesische Volk, wenn es sich an seine Erfahrungen während der Kolonialzeit erinnert, für die Westmächte unmöglich freundliche Gefühle hegen kann.

Zur negativen Einstellung tragen aber nicht nur wir bei; das Objekt selbst ruft sie beinahe zwangsläufig hervor. China wirkt allein durch seine ungeheure Grösse und die unvorstellbare Zahl seiner Bewohner bedrohlich. Jeder, der an die in nächster Zukunft zu erwartende Bevölkerungsexplosion denkt, sieht im Geiste hungernde gelbe Massen über die Grenze ihres Landes fluten. Wenn die Chinesen gar noch etwas, wie die Kulturrevolution, durchführen, das mit unseren Kategorien nicht zu erfassen ist, das uns verrückt erscheint, sind wir geneigt, sie ein für allemal als unberechenbar einzustufen. Da es uns schwer fällt, die Beweggründe ihrer Handlungen zu verstehen, bezeichnen wir sie als irrational.

Könnten wir nicht in einem kühnen Sprung über das Vorurteil und die Angstgefühle hinwegsetzen und erst einmal prüfen, was es mit China auf sich hat? Das Rätsel unvoreingenommen zu ergründen suchen? Gewiss ist es schwer, sich gegen die landläufigen Ansichten zu stemmen und eine neutrale Haltung einzunehmen; aber die Aufgabe lohnt die Anstrengung. Nur ein von Emotionen freies Bild kann uns den Weg zu China bahnen. Und ihn müssen wir finden, denn Hoffnung auf das Weiterbestehen unserer Welt besteht einzig und allein in der friedlichen Koexistenz mit allen Völkern, auch mit Rotchina.

Unser Bemühen wird erleichtert durch den prachtvollen Bildband von Emil Schulthess «China»*. Die «photographische Dokumentation», wie der Autor sein Werk selbst bezeichnet, ist hervorragend geeignet für eine erste Begegnung mit dem Reich der Mitte. Die Bilder faszinieren nicht nur durch ihre Aussagen, sie bilden auch eine Augenweide dank der technischen Meisterschaft und dem künstlerischen Feingefühl des Photographen. Die Texte – das Vorwort des schweizerischen Botschafters in Peking, Hans Keller, das geographische Landschaftsportrait von Emil Egli, ein Aufsatz von Edgar Snow: «Warum China rot wurde», einer von Harry Hamm über «Das revolutionäre China im Wandel» und der Begleittext zu den Bildern von Schulthess selbst – sind fesselnd geschrieben. Sie lenken den nachdenklichen Blick von der einmaligen Erscheinung, welche die

* Emil Schulthess. «China». Artemis-Verlag. Zürich u. Stuttgart 1966.

Photographie festhält, auf die grösseren Zusammenhänge und weisen auf den geschichtlichen Hintergrund hin. Bild und Text vereint zeigen uns mit unübertrefflicher Anschaulichkeit die natürlichen und sozialen Gegebenheiten des Landes und geben auch Aufschluss über die politischen Zustände.

Schulthess steht dem kommunistischen Regime selbstverständlich distanziert gegenüber; er tönt Härten, z. B. gegenüber ethnischen Minoritäten, an, aber er schildert auch objektiv seine positiven Erfahrungen mit chinesischen Arbeitern und Funktionären. Abschliessend nennt er in einem treffenden Vergleich mit den Treidlern die Chinesen «eine Nation, die sich bemüht, das Leben unter den schwierigsten Verhältnissen zu meistern, und die trotz aller Mühsal weder den Mut noch die Hoffnung noch ihre sprichwörtliche Heiterkeit und ihren Frohsinn verliert.»

Eine Charakterisierung, die auch uns hoffnungsvoll und zuversichtlich stimmen sollte.

Prof. Dr. phil. Dr. iur. Erich Fechner

Gesundheitspolitische Ausblicke

Zu den hoffnungsvollen Zeichen unserer Zeit zählt die Tatsache, dass gesundheitliche Probleme in immer breiterer Öffentlichkeit mit wachsender Anteilnahme erörtert werden. Soziale Sicherheit ist vorrangiges Leitziel moderner Politik überall auf der Welt. Kernstück dieser sozialen Sicherheit aber ist die Sicherheit unserer Gesundheit. Angesichts der rapiden Zunahme der Zivilisationskrankheiten haben alle auf die Gesundheit bezogenen Fragen und Aufgaben eine vordringliche Bedeutung. Sie betrifft zunächst den einzelnen, denn Gesundsein ist eine Beschaffenheit des einzelnen Menschen. Sie betrifft sodann aber auch die Allgemeinheit, denn die Gefährdungen unserer Gesundheit sind nicht nur ein individuelles, sondern auch ein kollektives Phänomen. So unbestreitbar der einzelne an seiner Gesundheit der Nächstinteressierte ist, so wenig ist er damit auch schon der Nächst- oder gar Alleinverantwortliche. Denn was kann er schon (auf sich allein gestellt) unternehmen gegen die krebserzeugenden Abgase im Strassenverkehr oder in den Industriezentren, gegen steigende Radioaktivität von Wasser und Luft, gegen Giftreste und Antibiotika in Obst, Gemüse, Milch, Eiern und Fleisch und gegen den Lärm, der uns unausweichlich umgibt. Man sollte meinen, in einer solchen Situation könne es nur eine allgemeine Ansicht und eine ganzheitliche, planmässige Abwehr geben.

Das ist nun leider überraschenderweise nicht der Fall. Es gibt vielmehr sehr widersprüchige Ansichten und sehr verschiedene, uneinheitliche, einander widersprechende Aktionen, ja sogar die Meinung, man brauche